

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 104 (1978)  
**Heft:** 46  
  
**Rubrik:** Die Seite der Frau

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

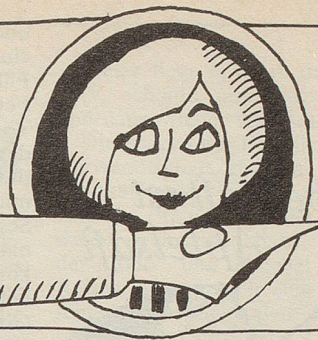
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Die Seite der Frau



## UKWegenge

Das Datum rückt näher: am 23. November macht die SRG einmal mehr fast alles neu. Der Reformeifer reicht von der Programmplünderung bis zur Bero-münster-Funkstille jeweils ab 19 Uhr – also exakt dann, wenn ein Grossteil der erschlafenen Berufstätigen im dezenten Heim bei Sphärenklängen Erholung sucht. Nun, spricht der Realist, wer nicht fühlen will (die innere Leere), muss hören – eben auf UKW. Ein Knopfdruck genügt.

Traurige Erfahrung lässt mich antworten: Wenn dem bloss so wäre!

Seit Wochen weiss ich, was mir im Monat der fallenden Blätter droht: die von Hersche und Co. diktirte Veränderung, der Umsturz sozuschreiben. Weil ich mich von lieben, alten Gewohnheiten schwer trenne, beschloss ich, mich für den Tag X zu wappnen, freiwillig nicht mehr auf der Mittelwelle zu reiten. Ich trat, beziehungsweise horchte kürzer: Zur Einstimmung empfing ich neulich eine Abendsendung auf UKW.

«Empfing» ist zwar in diesem Fall ein zu stark geprägtes Wort. Ich erriet eher, was via Mikrophon in meine Stube plätscherte. Dass überhaupt etwas ans Trommelfell schlug, hielt ich für ein kleines Wunder: Erst nach einem schweisstreibenden Rundgang durch meine Klausur, auf dem die Apparatanenne zur Wünschelrute und ich zum Tonquellensucher wurde, fand sich ein Quadrathalbmeter, der akustisch richtig lag. Mein Ohr erlauschte Musik. Freudig sandte es Signale zum Gehirn, das wiederum beglückt registrierte: Mozart, Zaubergeflöte!

Meine Wonne kannte keine Grenzen, doch wurden sie ihr bald gesetzt. Eigentlich machte mich bereits der Opernbeginn stutzig, aber vor lauter Donner und Doria erfasste ich nicht, dass jemand Dissonanzen in das Meisterwerk dirigierte. Paminas Bildnis, beispielsweise, war noch immer bezaubernd schön, wie ich Taminos Worten entnehmen durfte. – Die Arie allerdings ... Da mischten sich des Äthers und der Liebe Wellen, dass es keine Tonart hatte! Aus der Erinnerung wieder-

gegeben, klang die sehnstuchtsvolle neunte Zeile so: O wenn chchrrrr ich sie nur pffff finden kschschsch könnte!

Erst argwöhnte ich, eine Pop-Rock-Version des Meisterwerks vorgetragen zu bekommen. Sehr viel später, als Papageno sich ein blop Mädchen brumm oder Weibpiiip...en wünschte, merkte ich, dass mir der Lautsprecher als Zugabe Verkehrsstörungen bescherte. Durch die heil'gen Hallen summte ein Bienen-schwarm, der auf der Strasse ein Motor-radrudel darstellte. Ich kannte, gemäss Sarastros Aussage, die Rache nicht. An wem ich sie hätte nehmen sollen, wäre ohnehin ein unlösbares Problem gewesen. Vielleicht an den Herren, die uns den kalten UKaffee aufstischen und fröhlich behaupten, es handle sich dabei um einen heissen Zauberkaffee?

Wenn ich agieren will, habe ich die Wahl. Zwischen der Feststellung: Ueber Geschmack lässt sich streiten. Und dem Seufzer: UKweh mir!

Ilse

## Fernsehen – im Kreise der Lieben

Unseren Fernsehapparat benütze ich selten. Das tut ausgiebig die übrige Familie. Doch heute melde ich meine Ansprüche an: mich interessiert ein Bericht über die Osterinsel. «Was hast du schon davon?», knurrt unser Göttibub, «der Hockeysmatch ist doch viel lässiger!» Ich werde mich durchsetzen müssen.

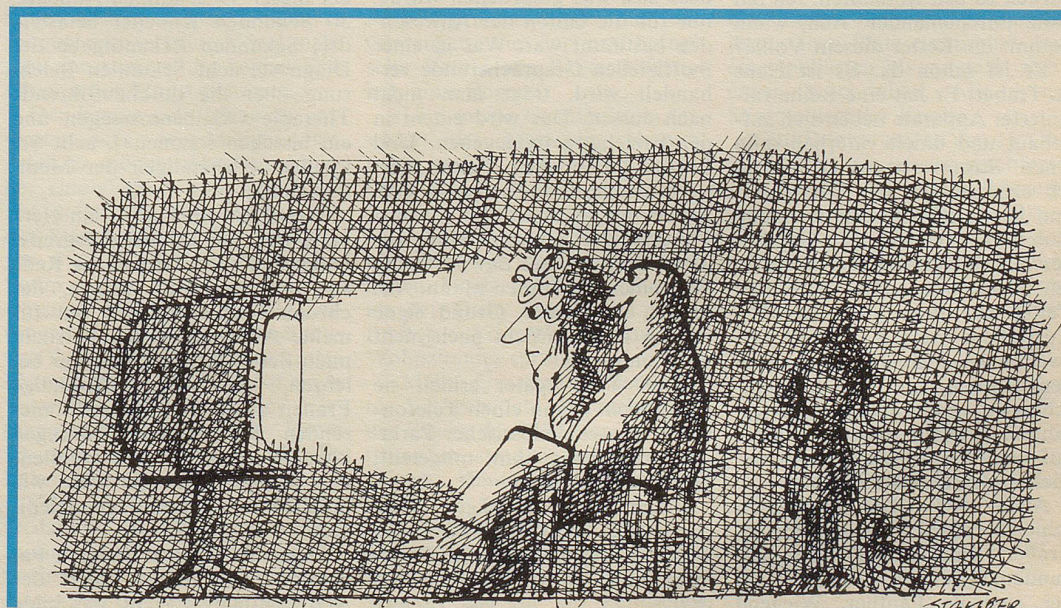
Kurz vor meiner Sendung gehe ich in das Nebenzimmer, wo der Bildschirm prangt. Mein Mann und beide Töchter sitzen schon davor. Ein futuristischer Professor macht erstaunliche Experimente mit Sonnenlicht. Die Sache scheint die Meinen zu erwärmen, aber ich bin unerbittlich. Mit energischem Knopfdruck wird der Professor ausgeblendet. Sogleich sitzen wir in einem Fischerboot, das unter den zerklüfteten Felsen der Osterinsel anlegen soll. Riesige steinerne Gesichter schauen herab, man hört nichts als den Wind und das Plätschern der Wellen. Das heisst, bei genauem Hinhören vernimmt man

auch ein Klopfen an unserer Terrassentüre. Ich husche hinaus. Die Nachbarin. Sie will nicht stören. Sie müsse für zwei Tage zu ihrer kranken Mutter fahren, ob ich ihre Katze füttern würde.

Ich sage hastig zu und wünsche gute Besserung. Ich bringe das Katzenfutter im Kühlschrank unter und stehle mich zurück zur Osterinsel.

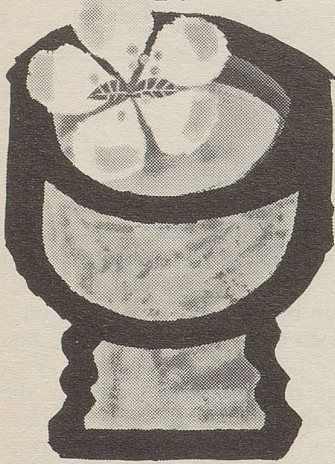
Die Steinernen sind weg. Der

Wilde Westen im Gewittersturm beherrscht den Bildschirm. Ein Schuss, ein Aufschrei – schon ist ein Trupp galoppierender Weisser hinter fliehenden Rothäuten her. Meine Lieben sind fasziniert, und





## Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**  
bsunders guet

ich sehe ein: hier komme ich nicht auf mit meiner Insel. Dieser Kampf muss durchgestanden werden! Pfeile schwirren, Büchsen knallen. Im Augenblick der Entscheidung klopft es wieder an die Terrassentüre. Die Nachbarin bringt ein Körbchen späte Brombeeren. Als Dank für das Katzenfüttern. Ich schiebe die Beeren neben das Katzenfutter und eile zurück zu den Rothäuten. Ich bin ganz durcheinander. Ach, wann kommt ein Retter diesem Volke?

Er ist schon da. Es ist Hans A. Traber. Er hat eine Reihe raffinierter Apparate neben sich aufgebaut und tadelt väterlich mild einen Stromverbraucher. Bevor ich erfahre, wer der Sünder ist, und bevor ich umschalten kann, läutet das Telefon. Ein Engländer auf der Durchreise übermittelt Grüsse von einem entfernten Vetter aus dem noch fernen Australien. Mein Sinn weilt verzweifelt bei meinen sternguckenden Statuen, und ich bin entschlossen, mehr darüber zu erfahren. Endlich hängt der Brite auf, und ich schleiche mich zurück in den dunklen Raum.

Auch auf dem Bildschirm schleicht etwas. Nicht Hans A. Traber, natürlich. Der ist abhandengekommen. Es schleicht der rosarote Panther. Wiegend

und knochig bewegt er sich durch eine grünliche Stadt – auf der Fährte des listigen Feindes. Der Feind knurrt in der Ferne. Die Töne wecken unseren Hund auf, der winselnd nach draussen drängt. Soll er winseln! Ich lehne mich entschlossen in meinem Sessel zurück und stelle den Kanal mit der Südsee ein. Eben kommen ein paar scheue Eingeborene ins Bild, da stürzt unser Götlibub herein und reklamiert seinen Match. Als bald sind Friede und Eintracht dahin. Auf eisiger Fläche setzt Höllentreiben ein, das Publikum brüllt, Kuhglocken bimmeln, Buh-Rufe werden laut. Mein Mann wettet über den Schiedsrichter.

Ich wanke hinaus. Die Osterinsel ist längst im Wellenmeer versunken. Morgen nachmittag sehe ich mir in aller Stille «da capo» für die alten Leute an. Das wirkt bestimmt verjüngend auf mich.

Gertrud

### Auch ein Kindermund?

Es war am Schluss eines kantonalen Parteitages. Die Parteispitzen, respektive was sich dazu zählt, sassen noch eine Zeitlang beisammen. Aber nicht gejasst wurde im zweiten, «gemütlichen» Teil. Ernsthafte, staatserhaltende Probleme beschäftigten diese Grössten, Besten und Wichtigsten der Partei. Ein Thema hiess «Nachfolge im Bundesrat». Nicht früh genug kann man über so etwas verhandeln. Dafür braucht es gar keine Vakanzen in der Landesregierung. Irgendeinmal ergibt sie sich bestimmt.

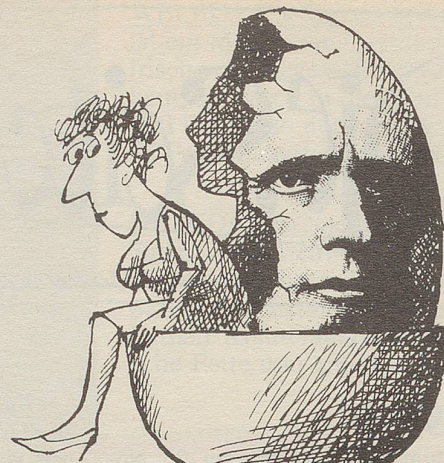
Dieser Name wurde vorgeschlagen, jener erwähnt, ein dritter fiel im Verlaufe des Gesprächs. Unverblümt sagten die Anwesenden, was sie über die Fähigkeiten der eventuellen Kandidaten dachten. Alle wussten, dass das, was gesprochen wurde, nur für die Ohren der Anwesenden bestimmt war. Was in einer inoffiziellen Gesprächsrunde verhandelt wird, trägt man nicht nach aussen. Das wird einem in der Erziehung mitgegeben. Und Leute, die in einer Partei Karriere machen, haben eine gute Erziehung genossen.

Auch die einzige Frau am Tisch äusserte frei ihre Meinung über einen erwähnten Mann. Aus diesem und jenem Grund eigne er sich ihrer Ansicht nach nicht als Bundesrat.

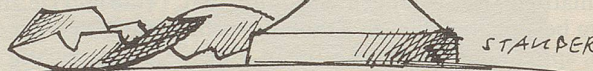
Zwei Tage später erhielt sie von diesem Mann einen Telefonanruf. Ein eidgenössischer Parlamentarier habe ihm mitgeteilt, sie hätte über ihn ...

Frage: Ist «Umesäge» nicht etwas, das man höchstens den Kindern zugesteht, deren Erziehung noch nicht abgeschlossen ist?

Jenny



### Emanzipation



STALBER

### Patienten-Klagemauer

Leider habe ich zu spät angenommen, dass man sich in Zürich während eines Monats bei einer speziellen Stelle über alles beklagen konnte, was einem an Aerzten und Spitälern nicht passt. Ich möchte darum gerne an dieser Stelle das Versäumte nachholen und einmal meinen Kropf leeren.

Mein Hausarzt gehört zu den bornierten Schulmedizinern, die alles besser wissen und einen mit Medikamenten vollstopfen. Als ich kürzlich bei ihm war, besah er sich nur meinen verstauchten Fuss und machte überhaupt keine Anstalten, mich nach irgendwelchen Problemen zu fragen. Ein persönliches Gespräch konnte natürlich nicht zustande kommen bei dieser 49-Sekunden-Audienz: 30 Sekunden Knöchel betasten, drei Sekunden Bekanntgabe der Diagnose, acht Sekunden Belehrung über die durchzuführende Therapie («Salbenmassagen und ein bisschen schonen»), acht Sekunden Aushändigen der Medikamente.

Wenn ich mir einmal ein Herz fasse und die Initiative ergreife, indem ich zum Beispiel die Rede auf meinen Mann bringe, der chronisch zuwenig Zeit hat für meine Alltagsprobleme, versucht mich der Doktor darüber zu belehren, wie viel selbständige Frauen zu einer gut funktionierenden Partnerschaft beitragen können, wenn sie den anfallenden Alltagskram so weit wie möglich in eigener Regie erledigen.

Gegenüber seinen anderen Patienten benachteiligt mich der Arzt deutlich. – Nein, das bilde

ich mir nicht ein! Ich kann beweisen, dass er oft meinen Termin einfach gestrichen hat, weil ihm ein anderer Fall gerade dringender erschien, und mir ohne Wimpernzucken empfahl, es in ein paar Stunden oder am nächsten Tag erneut zu versuchen. Manchmal möchte ich mir beinahe eine zünftige Krankheit anwünschen, nur um auch einmal zu seinen Problempatienten zu gehören, die er umsorgt und verhätschelt und für die ihm keine Tages- oder Nachtzeit zu lang ist, um tiefeschürfende Gespräche vor- und rückwärts zu führen. Ein simpler verstauchter Knöchel kommt dagegen natürlich nicht auf, und meine schüchterne Frage, ob so etwas wie Akupunktur oder ein bisschen physikalische Therapie den Fuss nicht schneller einsatzfähig machen würde, beantwortet er arrogant im Sinne von jaja, mit «Güfli» beziehungsweise Bestrahlungen wäre die Geschichte natürlich in zwei Wochen vorbei, wohingegen ich bei Salbenmassagen schon mit etwa vierzehn Tagen rechnen müsste. Von «Mündigkeit des Patienten» und «Mitbestimmung» hat er noch nichts gehört. Nie wäre es ihm eingefallen, mich zu fragen, ob ich gewillt sei, ein Medikament einzunehmen oder nicht, das knallt er mir einfach hin – so, bitte, dreimal täglich, und damit hat sich's, fertig, aus.

Aber wenn ich beim Einkaufen zufällig hinter einem Gestell zwei Hausfrauen diskutieren höre, was für ein guter Doktor und feiner Mensch mein Hausarzt sei, bereue ich doch nicht, dass ich ihn vor bald zwanzig Jahren geheiratet habe.

Hippolyta



# Echo aus dem Leserkreis

**Gefährliche Wespen**  
(Nebelspalter Nr. 41)

Liebe Sieglinde, der «Mord» an einer Wespe im Tram hat Sie zum Schreiben veranlasst. Schade, dass nicht Sie sich an die ältere Dame gewandt haben. Sicher hätte sie Ihnen ihre Erfahrungen geschildert. Weil mir gerade einer Wespe wegen weder nach Haus-, noch nach Gartenarbeit zumute ist, will ich Ihnen mitteilen, was mir widerfahren ist:

Meine These, die sich die Familienmitglieder stets anhören mussten, haben die Wespen gründlich widerlegt: «Nicht herumfuchteln, sich ruhig verhalten – und keine Wespe sticht.» Dass diese Tierchen ausgerechnet mich als Beweisstück für das Gegenteil wählten, kann ich ihnen nicht verzeihen.

Zweimal wurde ich kürzlich nacheinander gestochen, ohne dass mir ausser einer geschwollenen Hand und tagelangem Juckreiz etwas geschehen wäre. Tage danach rückte eine weitere Wespe an. Sie kam – und stach! Dies so gründlich, dass mir vor Schmerz übel wurde. Zwei Tage war meine Hand heftig geschwollen. Gleichgewichtsstörungen machten mir bald danach zu schaffen. Heute, drei Tage später, sind meine Mundschleimhäute entzündet, die Lippen geschwollen, in der Nase sitzt eine Pustel, und am ganzen Körper juckt's mich... Was folgt wohl noch?

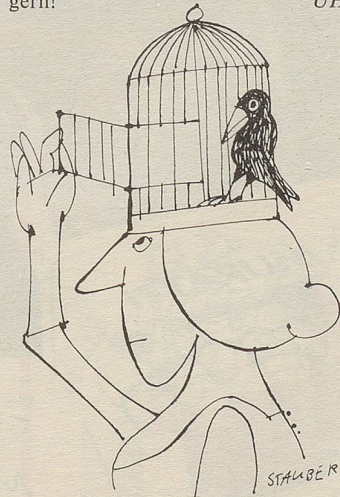
Ein befreundeter Bauer erzählte mir, dass sich die Wespen, im Gegensatz zu den Bienen, auf jedem «Dreck» tummeln und ihre Stiche sehr gefährlich sein können. Weshalb nur die Wespen-Frauen stechen sollen, ist mir ein Rätsel... em

**Freie Mitarbeiterin**  
(Nebelspalter Nr. 41)

Liebe Ilse, ich verstehe wirklich Ihren Aerger darüber, dass Sie beim Arzt quasi als Begrüssung den «Beruf des Ehemannes» angeben mussten. Als nicht berufstätiger Ehefrau kommt es mir

jeweils geradeso deplaziert vor, meinen Beruf überall mit «Hausfrau» anzugeben (beim Arzt mag das zwar ausgerechnet von Belang sein, denn es ist der einzige «Beruf», in dem man praktisch nie arbeitsunfähig ist). Nicht, dass mir die Bezeichnung «Hausfrau» zu simpel wäre – oh nein! In keiner meiner anderen Tätigkeiten, die ich ebenfalls nicht gelernt habe, fühlte ich mich je so unzulänglich. Aber es geht mir da wohl wie anderen Frauen, die durch teilweises Selbstverschulden geheiratet und ihre Berufstätigkeit aufgegeben haben. Mit ebenso guten Gründen könnte ich mich, sobald ich mein Auto verkauft hätte, von Beruf «Fussgängerin» nennen!

Ich glaube, wenn mich das nächstmal jemand fragt, gebe ich als Beruf «freie Mitarbeiterin» an. Das kommt der Sache am nächsten. Ich arbeite ja «freiwillig» mit an verschiedenen Zeitungen, in der Gemeindepolitik, in der Jugendbetreuung, an der Hilfe für die dritte Welt, an der Berufsarbeit meines Mannes (moralisch und praktisch), am Wohl der Familie (wenn dieses Wohl in einem gemachten Bett und sauberen Tellern besteht, so sei's drum!) und an meiner Weiterbildung in verschiedenen, unerlernbaren Berufen. Das meiste davon tue ich halb bis ganz gratis... UH



Es war noch nicht aller Tage Abend, dann und wann gab es noch strahlende und warme Herbsttage. Sie verlockten die Leute zu einem gemütlichen Hock in einem Trottoircafé oder im Höfli eines Restaurants. Wer es in diesem Herbst verpasst hat, ein Stündchen in den Garten des Restaurants «Seeleu» zu sitzen, nun, dem ist wirklich etwas an der Nase vorbeigegegangen.

Hingegen hatte die Trauerfamilie Zipfelzipfel, soeben von der Bestattung des alten Vaters kommend, eine gute Nase.

«Saugemütlich ist es da!», rief ein junger Mann; er war, wie sich aus dem weiteren Gespräch entnehmen liess, ein Sohn des pater familias. Und sie liessen sich ein gutes Essen so recht schmecken, waren bester Laune.

«Eine Beerdigung bei schönem Wetter ist halt ganz etwas anderes. Direkt ein Vergnügen. Geschenker Frei-Tag, wenn's der Vater ist. Und der Pfarrer hat auch nicht zu lange gemacht.»

Nur eine alte Frau schwatzte nicht mit, sass, anscheinend unbeteiligt, da. Das fiel endlich auf. Jemand sagte:

«Warum so still, Mama? Iss doch!»

«Hast überhaupt nichts angerührt. Los jetzt!»

Sie rührte sich nicht, sagte dann:

«Jetzt liegt er dort draussen», schaute nur kurz auf und dann wieder vor sich hin.

Die andern der Familie und Verwandtschaft redeten vom Geschäftsgang, vom Sport, von der Frau Grünhaber, die wieder geheiratet habe, von der Mode – und sehr viel vom Reisen. Sie waren in den verschiedensten Gegenden gewesen, an der Costa del sol, auf Sri Lanka, in Kenia, jemand auch nur im Wallis. War aber überall sauschön gewesen.

Als Dessert nahm jeder «einen Coupe». Der Gang zum Grab hatte warm gemacht. Aber man hatte sich nicht schämen müssen; es waren mehr Kränze als erwartet gekommen.

«Und, habt ihr gesehen, auch der Ruedi Schlotterkinn ist gekommen. An dem ist auch nicht mehr viel; lauter Haut und Knochen!»

Wiederum fiel auf, dass die alte Frau einfach so dasass, als gehöre sie gar nicht zur Familie Zipfelzipfel.

«Jetzt mach' ein bisschen mit, Mama! Man sitzt doch nicht einfach so da.»

«Denke daran, das Leben geht weiter!»

«Seid doch im Juni noch zusammen auf Mallorca gewesen; war doch etwas, in eurem Alter.» Dann mussten sie gehen.

«Tschüss, ich hau's ins Geschäft. War sauglatt. An Beerdigungen sieht man sich, hehe!» – verzogen sich dahin und dorthin; eine Tochter begleitete die Mutter nach Hause.

Tröstlich ist so ein Beerigungsmahl. Sauglatt!

Maria Aebersold

## Das Märchen vom Baum

Zwei Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, treffen sich inmitten trostloser Häuserschluchten auf einem riesigen Parkplatz. Man kann ihre Schritte auf dem Asphalt hören, denn heute herrscht Ruhe. Es herrscht jetzt jeden zweiten Tag Ruhe. Wenn man die Autos alle Tage fahren liesse, würde die Luft nicht mehr für die Menschen reichen.

«Kommst du mit?» fragt das blasse Mädchen, «ich gehe zum Baum. Es sollen zwei richtige Kirschen dran hängen. Rot und glänzend. Wie die wohl schmecken würden? Wir essen zum Dessert oft Tabletten mit Kirschenaroma, aber Grossvater sagt, das sei nicht dasselbe wie richtige Kirschen. Er hat von den letzten gegessen, fündundfünfzig Franken soll das Kilo gekostet

haben. Grossvater sagt auch, es sei gut, dass es keine Vögel mehr gibt, sonst wären die beiden Kirschen schon längst gefressen.»

Der Knabe geht, ohne zu antworten, neben dem Mädchen her. Auch er möchte den Baum wieder einmal sehen und den Streifen gelblichen Grases, das um den Stamm wächst. Ein einsichtiger Stadtrat hat diesen letzten Baum in der Stadt vor dem gefräßigen Trax gerettet. Alle Zeitungen lobten damals seine mutige Tat. Dem Mann wurde grosse Ehre zuteil. Er bekam dafür einen Verwaltungsratssitz in der Kirschentablettenfabrik. Der Baum sei eine gute Reklame für die Fabrik, meinte der Direktor.

«Vögel», sagt der Knabe, die Gedanken des Mädchens weiterspinnend, «mein Grossvater hat noch einige in der Luft gesehen. Kannst du dir vorstellen, dass die

ausgestopften Dinger mit den Glasaugen, die der ornithologische Verein am Baum befestigt hat, einst flogen?»

«Und meine Grossmutter», erwidert das Mädchen, «konnte noch barfuss zur Schule gehen, denn es gab Wiesen und Sandstrassen. Blumenduft von Mailglöckchen, Ginster und Schlüsselblumen soll in der Luft gehangen haben. Noch viel wohlriechender als der Duft, den Mama jeden Freitag auf die Wachsblumen im Wohnzimmer sprüht.»

«Meine Grossmutter hat sogar im See gebadet», versucht jetzt der Knabe das Mädchen zu übertrumpfen. «und sie hat deswegen keinen Hautausschlag bekommen...»

Die Kinder bleiben erschrocken stehen. Hier müsste doch der Baum sein. Weshalb fehlt er? Was ist das für ein komisches

Gebilde aus Stahl und Eisen, das jetzt seinen Platz einnimmt? Auf einer polierten Messingtafel steht etwas geschrieben. Mit leiser Stimme liest der Knabe:

«Zur Erinnerung an den 15. Oktober 1998, als unsere geschätzte Autofabrik den achtmillionsten Wagen einem Mitbürger übergeben konnte. Tausende von Arbeitsplätzen wurden so über Jahrzehnte gesichert. – Die Stadtverwaltung.» Vreni

### Die Voyeurs

Ein Voyeur ist jener, der mit dem Operngucker seinem Nachbarn – oder noch schlimmer seiner Nachbarin – ins Fenster schaut. Dabei ist er doch einfach nur neugierig und will wissen, ob dort nun wirklich ein neuer Orientteppich von Vidal an der Bahnhofstrasse in Zürich auf dem Boden liegt.